

Stefan Wimmer: „Lost in Translation“

Rambazamba an der Adria

Von Tobias Lehmkuhl

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 25.07.2024

Mit dem Gesicht im Sand: Stefan Wimmer erzählt in „Lost in Translation“ von vier Münchner Jungs, die in italienischen Diskotheken glücklos ihr Glück bei den Frauen versuchen, stattdessen aber für einen kurzen Moment die große Freiheit finden.

„Es ist alles wahr“ steht als Motto dem – aufgemerkt! – Roman „Lost in Translation“ von Stefan Wimmer voran. Es muss sich also um eine höhere, eine, wie man so schön sagt, literarische Wahrheit handeln, die hier vermittelt wird.

Aber wie könnte die höhere Wahrheit von Sex, Drugs and Rock’n’Roll aussehen, was für eine literarische Wahrheit liegt in den Namen jener Damen vom Pasinger Bahnhof, vor denen die sogenannte Kajal-Clique um den sechzehnjährigen Stefan Wimmer nach Italien flüchtet: Sabine Steinhirnle, Nina Stichelbrucks und Tine Irmeler? Schwer zu sagen! Aber sie könnte in der Intensität liegen, mit der man all das – Musik, Drogen und Demütigungen – als Sechzehnjähriger erlebt. Jene Zeit, in der sich ein Fenster auftut in die große, weite Welt, jene kurze Phase im Leben, in der alles möglich scheint.

Rabatz und Remmidemmi

„Nie wieder in der Geschichte der Kajal-Clique gab es soviel Remmidemmi, Rabatz und Rambazamba. Nie wieder standen wir so an der Spitze und rockten das Haus. Es waren Augenblicke, wie sie nur einmal im Leben eines Menschen vorkamen, und leider kehrten diese Augenblicke auch bei uns in dieser Intensität nie wieder zurück. Wenn ihr also zufällig zur selben Zeit nicht in Italien gewesen sein solltet, dann bleibt am Ball, denn dieses Buch spart euch einen Haufen Geld, und die Freiheit, die damals herrscht, ist heute sowieso undenkbar.“

Wie harmlos erscheinen uns heute die achtziger Jahre, wie putzig solche Achtziger-Jahre-Wörter wie „Remmidemmi“ und „Rambazamba“. Und wer will überhaupt von vier Pubertierenden lesen, die nach Milano Marittima reisen, um möglichst viele, oder, um ehrlich zu sein, wenigstens eine Frau aufzureißen? Nach der Lektüre kann der Rezensent nur ausrufen: Ich! Gerade wegen solcher Wörter wie „Remmidemmi“ und „Rambazamba“ ist er, jawohl, „am Ball geblieben“.

Stefan Wimmer

Lost in Translation

Blond Verlag, München

288 Seiten

18 Euro

Ein Greis in Livree

Natürlich reichen ein paar nostalgische Wörter nicht aus, um dreihundert Seiten zu füllen, da muss etwas mehr passieren, da muss die Intensität, die auf der ersten Seite beschworen wird, fühlbar gemacht werden. Und genau das gelingt Stefan Wimmer: durch plastische Figurenzeichnung, pointierte Dialoge (gerne im bayrischen Dialekt) und durch farbige Beschreibungen jener nächtlichen, leicht surrealen Ferienwelt, wie man sie in den achtziger Jahren wohl nur an den Stränden und Diskotheken der Adria erleben konnte.

„Dann kamen wir beim Papagayo an. Von der ersten Begegnung mit dem Papagayo zu erzählen, ist so, wie wenn ein Süchtiger das Gefühl beschreiben soll, wie es war, das erste Mal Stoff gespritzt zu haben. Im Nachthimmel kreuzten sich blaugrüne Scheinwerferkegel, über dem angrenzenden Pinienwald waberte Trockeneisnebel, und schon von weitem klang aus dem Inneren des Papagayo unglaubliche Musik: Italo-Disco-Blubbern, pumpende Synthesizer und Frauenstimmen, die kühl wie Himmelbetten waren. Ein Greis in Livree nahm unsere Lire entgegen, öffnete die Kordel und ließ uns hinein. Wie setzten unsere gleisnerischen Sonnenbrillen ab, und was wir sahen, beendete unsere Jugend.“

Anders als sein Freund Michi Meindorff, ein „schlaksiger Spund mit Stachelfrisur“, anders als der Boss der Gruppe, Roderick Thorwald mit seinem „pfiifigen Bärenschädel“, ist Stefan Wimmer – wie wir aus „Die 12 Leidensstationen nach Pasing“ wissen – schon entjungfert worden. Was natürlich nichts daran ändert, dass er weiterhin reges Interesse an Frauenbekanntschaften hat. Die tun sich im Papagayo auf, wo die Münchner Buben weit und breit die einzigen und scheinbar heißbegehrten blauäugigen Jungs auf dem Weg zum Mannsein sind.

Blut am Po

Es lässt sich nicht beschreiben, nicht in der schnöden Sprache der Buchkritik wenigstens, zu was für absonderlichen Verwicklungen und Abstürzen es in der Folge kommt. Nur soviel: Im Grunde ist die Geschichte dieses Urlaubs eine Geschichte des Scheiterns und anders als man erwarten könnte, zumal nach der vollmundigen Ankündigung der ersten Seite, keine der sexuellen Eroberungen. Die einzige echte Sex-Szene ist zudem derart grotesk überdreht, dass man sie eher als Spiel mit literarischen Vorbildern von Casanova bis Bukowski denn als anliterarisierte Erinnerung liest. Auch eine zweite zwischengeschlechtliche Unternehmung endet anders als erwartet.

„Wir waren immer noch beim Fummeln, Genoveva rührte die Wand an und stieß Wörter hervor, die gar nicht mal mehr an mich gerichtet waren, sondern ans Universum, mit ihrem kühlen Körper, der nur diesen hauchdünnen Film auf der Oberfläche hatte – nicht wie Schweiß, sondern eher wie eine Beschichtung –, und in dieser Schmierwelt aus Wörtern, Schweiß und Schleim und starren Blicken wälzten wir uns auf den anmutigen, weißen, kühlen Bettlaken, die es in Deutschland genauso wenig gab wie diese Höschen. Und dann merkte ich, dass alles um mich herum voller Blutstriemen war – am Bettlaken, an Genovevas Po, an meinen Beinen, vielleicht auch in meinem Gesicht, dazu hätte ich in den Spiegel schauen müssen.“

Ja, was soll man sagen, in „Lost in Translation“ fliegen in der Tat „die Löcher aus dem Käse“, der Batida de Cocó wird aus Zahnputzbechern getrunken, man fällt mit dem Gesicht

voran vom Fahrrad und kommentiert das in Anspielung auf einen Queen-Song mit „Ein anderer beißt den Staub“. Es geht wahnsinnig viel schief. Vielleicht auch deswegen entsteht der Eindruck, als wäre wirklich jedes Wort genau so gesprochen, jeder alberne Witz genau so gerissen worden. Sicher ist: Es wurde alles so empfunden. Das Gefühl vollkommener Freiheit, es währt freilich nur kurz und wird darum von Wimmer umso intensiver beschworen. Es ist nicht zuletzt deswegen so wertvoll, weil ihm das Bewusstsein der Vergänglichkeit eingeschrieben ist: Unter dem Motto „Alles ist wahr“ steht die Widmung: Dem unvergessenen Roderick T., gestorben mit 32 Jahren.